

Ein langer Heimweg

Ich war frühmorgens von Washington DC aus unterwegs nach Kalifornien. Es war kurz vor Sonnenaufgang als ich am Flughafen ankam, und es schien ein schöner Tag zu werden. Doch als ich für meinen reservierten Flug einchecken wollte, gab es plötzlich ein Problem.

„Es tut mir leid, aber das Flugzeug, das Sie gebucht haben, ist schon voll besetzt. Es war leider völlig überbucht, aber ich kann Ihnen einen anderen Flug nach San Francisco anbieten und als Kompensation einen Sitz in der Business-Class“.

„Wann startet der neue Flug?“

„Das Flugzeug soll um acht Uhr zwanzig abheben.“

„Na gut, akzeptiert“, stimmte ich zu, „aber vergessen Sie nicht die versprochene Wiedergutmachung, ich habe lange Beine!“

„Kein Problem, es gibt viel Platz für lange Beine in diesem Flieger. Bis jetzt haben wir nur etwa ein Fünftel der Plätze verbucht.“

„Merkwürdig – und der andere Flug ist hoffnungslos überbelegt?“

Die Hostess zog die Schultern hoch und breitete die Arme in einer resignierenden Geste aus: „Der Wille des Computers ist uns Befehl.“

„Des Computers“ – dagegen konnte ich nicht argumentieren. Ihm wird immer die Schuld für alle möglichen Fehler zugewiesen, dem anonymen Gerät und nicht den Menschen, die ihn füttern. Aber egal, ich würde zwar eine Stunde später ankommen, dafür aber nach einem viel angenehmeren Flug, anstatt auf einem engen ‚Economy-Sitz‘. Dafür war es wert, ein wenig zu warten.

Der Abflug wurde noch etwas verzögert, aber wenn man viel auf Reisen ist, ist das eigentlich nichts Besonderes. Ich war froh, dass ich endlich an diesem Tag wieder zu Hause sein würde, da kam es nicht auf eine halbe Stunde an. Ich hätte zwar meine Eltern anrufen sollen, dass ich später ankomme, doch wegen des Zeitunterschieds war es noch zu früh, sie zu wecken. Da ich nun ohnehin in der Businessclass fliegen sollte, würde ich mir auch den kleinen Luxus gönnen und 2½ \$ für ein ‚air-phone‘ ausgeben. Dann konnte ich sie immer noch rechtzeitig informieren. Meine Familie wohnte nicht weit vom Flughafen entfernt und brauchte keine lange Vorwarnung, um mich abzuholen.

Wir waren tatsächlich nur wenige Auserlesene, als wir endlich ausgerufen wurden, um unsere Plätze im Flugzeug einzunehmen. Während wir die Gangway hochliefen, hörte ich

einige Mitpassagiere darüber diskutieren, dass auch sie ursprünglich einen früheren Flug vorgesehen hatten. Ich überlegte, ob überhaupt jemand, außer der Besatzung, diesen Flug gewählt hatte, aber das war, dachte ich, ja nicht mein Problem, und machte mir weiter keine Gedanken darüber.

Alle Passagiere wurden im vorderen Teil des Flugzeuges verteilt, im First- und Business-class-Bereich, und die Stimmung war im Allgemeinen zufrieden. Die Leute redeten freundlich miteinander, und es gab keine Verärgerung über den verspäteten Start.

„United Airlines heißt Sie willkommen an Bord von UA93 nach San Francisco“, begrüßte uns eine der Stewardessen und fing an, mit monotoner Stimme die übliche Ansage nach Vorschrift in kürzester Zeit herunterzubeten. Hier in Amerika wird nur Englisch verwendet, aber in Europa habe ich bemerkt, dass die Intonation letztlich in jeder Sprache immer die gleiche ist, egal ob das ‚Gebet‘ mit *thank you*, *merci*, *gracias* oder *danke* abgeschlossen wird.

Das Wetter war perfekt zum Fliegen, eines unter vielen anderen Vorhaben, für die das Wetter perfekt sein kann. Nicht eine einzige Wolke trennte uns vom arbeitenden Volk unten auf der Erdoberfläche, die sich laut Angabe des Kapitäns 32.000 Fuß unter uns erstreckte. Ich stellte mir vor, wie sich die Menschen durch den alltäglichen Verkehrsstau bemühten um zu ihrem Arbeitsplatz zu gelangen, während ich sie von hier oben aus faulenzend beobachtete. Mir war der alltägliche Gang auf der Erde nur allzu vertraut, aber im Moment war die einzige Verbindung zu dieser Szenerie meine Phantasie. Gut so, befand ich, doch ich sollte bald die Zurückgebliebenen beneiden.

Die Stewardess, die mir mein Frühstück servierte, war natürlich blond, die bevorzugte Haarfarbe der Flugbegleiterinnen, und ich dachte, dass sie alle einen enormen Mengenrabatt einhandeln könnten, wenn sie einen gemeinsamen Einkauf des Haarfärbungsmittels arrangieren würden. ‚Meine‘ Stewardess wäre übrigens auch mit jeder anderer Haarfarbe hübsch gewesen. Sie lächelte mich an, als sie das Tablett abstellte. Wie viele Männer mochten sich wohl an dieses charmante Lächeln erinnern, dachte ich, wovon etliche glaubten, es wäre nur für sie persönlich gewesen? Vielleicht wurde sie ja genau dafür bezahlt – Lächeln inklusiv! 10 Cents pro Lächeln plus Grundgehalt, schätzte ich – aber da war sie auch schon beim Nächsten. Ich hätte gerne noch einen Dollar geopfert.

Ein anderer Mann, etwa 40 Jahre alt, forderte nun die Aufmerksamkeit ‚meiner‘ Stewardess und gewann dadurch auch meine – einer mehr unter den vielen Männern, die sie in ihren Bann gezogen hatte. Mein ‚Rivale‘ saß mir schräg gegenüber, in der letzten Reihe der ersten Klasse. Ich fand, er sah wie ein Emporkömmling aus, in die stereotype Uniform eines Geschäftsmannes gekleidet, deren einzige Variation in der Farbe der Krawatte besteht. Er gehörte heute zur hellblauen Partei, etwas zu hell für einen Aufsichtsratsvorsitzenden, aber dafür war er auch noch zu jung. Er reichte der Stewardess einen Zettel,

und ich hörte das Wort ‚Kapitän‘ aus ihrer kurzen Konversation. Danach eilte sie zum Cockpit und von dort gleich zurück zu ihrer Arbeit in der Kabine. Nicht dass hier ein Personalmangel herrschte, niemals zuvor wurden so wenige Passagiere von einer vollzähligen Crew bedient, und ich hätte mir gewünscht, dass sie ihre Aufmerksamkeit wieder mir widmete. Doch nur wenige Minuten später wurde ich aus meinen Träume gerissen, denn der Kapitän erschien und bat den Mann, sich zu identifizieren.

„Natürlich können Sie meinen Ausweis sehen“, sagte der Passagier laut und öffnete eine kleine Mappe, die er aus seiner Jacke zog.

„FBI Anti-Entführungs-Team“, murmelte der Kapitän halblaut vor sich hin, worauf der Agent ihn auf Diskretion hinwies und eingeladen wurde, dem Kapitän ins Cockpit zu folgen. Alle übrigen Passagiere hatten den Vorfall neugierig verfolgt.

„Ein FBI-Agent also“, konstatierte ich. Bald darauf kam er zurück, und vorerst passierte nichts. Dann aber ertönte es im Lautsprecher:

„Meine Damen und Herren, hier spricht der Kapitän. Aufgrund unvorhergesehener Umstände müssen wir den Flug unterbrechen. Wir sind beordert worden, in Cleveland zwischenzulanden. Ich werde Ihnen weitere Informationen geben, sobald ich selbst welche erhalte. Es gibt keine technischen Probleme, es handelt sich nur um einen unvorhergesehenen Umstand für uns alle. Sie können beruhigt sein, es besteht keinerlei Gefahr!“

Ein lautes, unzufriedenes Murmeln wurde unter den Passagieren hörbar, und auch ich wurde langsam ärgerlich. Ich war in Washington früh aufgestanden, nur um zu erfahren, dass mein reservierter Platz vergeben war. Das nächste Flugzeug startete mit Verzögerung und jetzt das hier. Ich hatte allen Grund mich aufzuregen. Andererseits, was konnte man dagegen ausrichten? ‚Force majeure‘, wie die Franzosen sagen.

„Wir starten unseren Anflug auf Cleveland“, informierte der Kapitän mit emotionsloser Stimme, „Legen Sie bitte Ihre Sicherheitsgurte an!“

Die Landung war glatt, aber anschließend gab es ein außergewöhnlich langes Manöver am Boden. Vom Fenster aus sah ich, dass wir am Hauptterminal vorbeifuhren. „Ein großartiger Kapitän,“ sagte ich laut. „er hat eingesehen, dass er nicht nach Kalifornien fliegen kann und versucht es jetzt auf dem Landweg!“ Die meisten Passagiere lachten, und selbst der FBI-Agent, der die Sache wohl ausgelöst hatte, drehte sich mir lächelnd zu. Ruhige und amüsierte Passagiere waren das, was er jetzt gebrauchen konnte.

Das Flugzeug bremste vor einem Hangar wie man ihn heutzutage als normaler Passagier auf den Flughäfen nicht mehr zu sehen bekommt. Aber wir waren nicht alleine: Drei Passagierjets standen bereits vor dem Gebäude, zwei von American Airlines und einer von United Airlines, wie unmissverständlich im Heckbereich zu lesen war. Unmittelbar danach

wurde das Flugzeug gedreht, kam zum Stehen und die Stimme des Kapitän aus dem Lautsprecher erklärte uns:

„Meine Damen und Herren, willkommen auf dem Gelände des NASA Forschungszentrums in Cleveland. Wir haben eine Bomben-Drohung erhalten, und das Flugzeug muss unverzüglich geräumt werden. Dabei beginnen Sie bitte von den vorderen Sitzreihen her. Bitte hinterlassen Sie Ihr Gepäck und verwenden Sie keinen Mobilfunk, da dies eine Bombe an Bord auslösen könnte! Bewahren Sie Ruhe! Ein Bomben-Suchteam wird anrücken, sobald Sie das Flugzeug verlassen haben. Um dessen Arbeit nicht zu gefährden, wiederhole ich: Es ist verboten, ihr Mobiltelefon zu benutzen!“

Während er sprach, hatten die Stewardessen die vordere Seitentür geöffnet. Ich hatte gehofft, dass ich jetzt im Rahmen einer Notfallevakuierung die aufgeblasene Rutsche erleben dürfte, aber die NASA schien auf unseren Besuch bestens vorbereitet zu sein; eine fahrbare Treppe wurde angeschlossen, und es war nichts Dramatisches an diesem Auszug aus dem Flugzeug. Unten angekommen wartete ein ungewöhnliches Empfangskomitee, das jeden von uns untersuchte, als wären wir die Bombenleger, und dabei die gefundenen Handys – leider einschließlich meines – beschlagnahmte, nachdem der Name des bisherigen Eigentümers aufgeklebt worden war. Gleichzeitig wurden wir gebeten, uns zu identifizieren und Angehörige mit Telefonnummer anzugeben, die man dann für uns anrufen würde – insofern wir uns noch an die Nummern erinnern konnten, jetzt wo die Speichermodule abgegeben waren.

Als alle Passagiere ausgestiegen waren, bestiegen zwei Personen in Begleitung eines kleinen Foxterriers das geräumte Flugzeug. Ich hatte mir als Sprengstoffsuchhund eine andere Rasse vorgestellt, aber da nahm ein neues Ereignis meine Aufmerksamkeit in Beschlag. Mit Erstaunen sah ich, dass unser Gepäck ausgeladen und ein Teil davon in einen kleinen Jet umgeladen wurde – ich glaube, es war einen Thunderbolt, nichts was man jeden Tag sieht. Ich erkannte meinen eigenen Koffer unter den Gegenständen, die in den kleinen, weißen Jet geworfen wurden, während andere Gepäckstücke keinen Platz fanden. Gab es einen Grund für diese Auswahl? Doch offensichtlich hatte man es nun eilig, denn ich sah das kleine Flugzeug abheben, noch bevor wir durch das geöffnete Tor in den großen Hangar gedrängt wurden.

Der Hangar war mit Bänken und Tischen voll gestellt, dort, wo früher Flugzeuge kontrolliert und repariert wurden. Die Passagiere und die Besatzungen der anderen drei Flugzeuge hatten hier schon Platz genommen. Die Besatzungen saßen alle an einem langen Tisch, der sich am weitesten entfernt vom Eingang befand, aber nicht direkt von den Passagieren getrennt war. Der Tisch war nur mit einem Schild in der Mitte (*Crew*, also Besatzung) versehen, und das wurde von den Passagieren respektiert. Das Tor, das einen großen Jet mühelos durchgelassen hätte, war jetzt verschlossen und die Halle künstlich beleuchtet.

Ein Mann mit dunklem, gekraustem Haar, gekleidet wie der FBI-Agent unseres Fluges, erschien und sagte mit erhobener Stimme: „Meine Damen und Herren, darf ich um Ihre Aufmerksamkeit bitten? An diesem Morgen haben dramatische Ereignisse unsere Nation erschüttert. Eine noch unbekannte Anzahl an Flugzeugen wurde entführt. Auf Grund dieser Ereignisse wurden wir gezwungen, ungewöhnliche Maßnahmen zu ergreifen. Ich weiß, dass Sie mehreren unkomfortablen Umständen ausgesetzt wurden, aber Sie können sich glücklich schätzen, nicht an Bord eines der entführten Flugzeuge gewesen zu sein. Der gesamte Luftverkehr der Nation ist stillgelegt worden. Wir werden so früh wie möglich versuchen, vielleicht bereits an diesem Abend, Sie zu Ihren Bestimmungsorten weiterzubefördern. Ihre Angehörigen werden informiert werden, entsprechend den Angaben, die Sie gemacht haben bevor Sie in dieses Gebäude kamen.“

Er hatte seine Ansprache eben beendet, als etwa ein Dutzend junger Männer mit leicht dunkler Hautfarbe, die eine arabische Herkunft vermuten ließ, sich im Hangar verteilte. Wir waren jetzt, wie sich später zeigen sollte, annähernd genügend Passagiere, einschließlich der vier Besatzungen, um eine Boeing 767 zu füllen. Die Leute diskutierten aufgeregt miteinander, äußerten dabei aber überwiegend Verständnis für die Umstände und die gezeigten Bemühungen.

Für mich war es schwer zu akzeptieren, dass mein erst kürzlich erworbenes und recht teures Handy konfisziert und mein Koffer allein mit unbekanntem Ziel auf Reisen war. Ich hatte vielleicht – im Gegensatz zur Masse der dankbaren Mitreisenden – eine skeptische Haltung zur Obrigkeit. Vor allem aber machte mich die Perfektion der Vorbereitungen und die Anwesenheit dieser jungen Männer misstrauisch. Ein Gefühl warnte mich, dass hier etwas nicht stimmte. Ich wusste zwar nicht, was da gespielt wurde, entschied mich aber bald, dass ich nicht mitspielen würde. Doch meine Entscheidung allein reichte nicht aus. Als ich versuchte das Gebäude zu verlassen, traf ich vor einer geschlossenen Metalltür (die ich vorher passiert hatte) neben dem geschlossenen Tor des Hangars, auf zwei der athletisch gebauten jungen Männer, die mir den Ausgang verwehrten.

„Was haben Sie vor?“, fragte der eine unfreundlich.

„Ich möchte etwas frische Luft schnappen“, antwortete ich freundlich.

„Du gehst nirgendwo hin“, sagte der andere und klopfte sich dabei auf eine Stelle unter der linken Achsel. Es bedurfte nur wenig Phantasie, um seine Geste zu deuten.

Der erste versuchte das Verhalten seines Kollegen zu mildern: „Verstehen Sie bitte, dies ist eine Landebahn, kein Freizeitpark.“

Ich begriff, dass jede Diskussion über freie Bürgerrechte in den Vereinigten Staaten mit diesen beiden Typen eine Zeitverschwendung war und zog mich zurück. Doch der Vorfall hatte nur meinen Verdacht verstärkt, dass wir Gefangene in einem bösen Spiel waren.

Anstatt mich auf meinen Platz an den Tischen zu begeben, reihte ich mich in die Warteschlange vor den Toiletten ein. In diesem Hangar waren Hunderte von Leuten, aber es gab nur zwei Toiletten in dem Gebäude. Vor jeder hatte sich schon eine Schlange von mindestens einem Dutzend Personen gebildet - mit mir war es jetzt noch eine Person mehr. Nicht, dass ich es so dringend nötig hatte, aber ich wollte alle möglichen Fluchtwege erkunden und natürlich die Blase leeren, wo ich schon mal da war. Als die Reihe schließlich an mich kam, fand ich in der Kabine ein schmales Fenster vor, durch das eine desperate und sehr schlanke Person wie ich theoretisch hätte entkommen können, aber sicher nicht unbemerkt. Draußen würden die Wartenden zunehmend aggressiv an der verschlossenen Tür klopfen, aber was viel schlimmer war: Als ich durch das kleine Fenster schaute, sah ich schwer bewaffnete Wachen. Der Hangar war hermetisch abgeriegelt. Die Sache war also viel ernster als ich dachte.

Ich ging zurück in die große Halle und überdachte meine Situation. Mir war nun völlig klar, dass ich hier raus wollte. Aber wie? Es war offensichtlich unmöglich, den Hangar zu verlassen. Eine andere Möglichkeit war, mich zu verstecken und abzuwarten bis die Passagiere aufgefordert würden das Gebäude zu verlassen. Was auch immer der Grund dieser Aktion war, sie konnten schließlich nicht immer dort bleiben. Aber selbst angenommen ich würde ein Versteck finden, wann sollte ich mich in dieses Versteck begeben? Ich versuchte, logisch weiterzudenken: Sollten unsere Bewacher den Hangar evakuieren, dann vielleicht nicht am hellen Tag, sondern im Schutz der Nacht. Mir fiel ein, was der Kraushaarige gesagt hatte „... vielleicht werden wir Sie noch heute Abend weiterbefördern.“ Ich sollte also lieber jetzt die Zeit nutzen, um ein Versteck zu finden.

Es gab die große Halle, den kleinen Korridor zu den zwei Toiletten und dazwischen bewegten sich die Leute. Die allgemeine Stimmung war gut. Scheinbar hatte nur ich bemerkt, dass dort draußen und vor der Ausgangstür bewaffnete Wachen standen. Ich war also eingesperrt mit einer Menge anderer Gefangener, die diesen Zustand gar nicht erkannten. Ich beschloss, meine Überlegungen für mich zu behalten.

Im Hangar gab es auch eine Art ‚Obergeschoss‘, gegenüber des breiten, geschlossenen Eingangstors. Unterhalb waren links die Toiletten mit dem erwähnten Korridor und gegenüber befanden sich, in regelmäßigem Abstand, drei Türen, die wohl in kleinere, dahinterliegende Räume führten. Ich nahm an, dass sie abgeschlossen waren. Zum Obergeschoss jedoch führte eine offene Metall-Wendeltreppe. Dort oben hätte mein Versteck sein können, es käme auf einen Versuch an. Das Problem war nur, dass am Anfang der Wendeltreppe eine Wache postiert war. Ich ging an dem Mann vorbei, ohne besonderes Interesse zu zeigen, und gerade in diesem Augenblick passierte es: Eine Frau am anderen Ende des Hangars fing laut zu weinen an. Einige Leute versuchten sie zu beruhigen, worauf sie nur noch heftiger weinte und zu schreien begann. Alle Aufmerksamkeit in der Halle war nun auf sie gerichtet. Selbst der Wachmann an der Treppe ließ sich ablen-

ken und machte ein paar Schritte in die Halle hinein. Das war meine Chance, und ich nahm sie wahr. Lautlos stieg ich hinter seinem Rücken die Treppe hoch, und keiner schien es zu merken.

Sobald ich oben war, legte ich mich auf den Boden und bewegte mich auf allen Vieren weiter. Immer noch herrschte ein chaotischer Lärm in der Halle, verstärkt durch die Akustik. Ich schaute zurück um mich zu versichern, dass ich von unten her unsichtbar war. Aber das war nicht sicher, und es gab nichts, hinter dem ich mich hätte verstecken können. Nur ein paar Werkzeugkisten lagen verstreut herum und entlang der Rückwand befand sich ein dickes Rohr, das vermutlich Teil einer Klimaanlage war, die erforderlich war wenn im Hangar Flugzeugmotoren in Betrieb waren. Jetzt war die Anlage nicht eingeschaltet.

Vor dem Rohr gab es ein Gitter. Ich robbte darauf zu und bemerkte, dass die Schrauben entfernt waren und das Gitter nur angelehnt war. Aber ich dachte nicht weiter darüber nach. Die Geräusche aus der Halle wurden langsam leiser, und sollten meine Bewegungen welche verursachen, musste ich mich beeilen. Die Röhre war groß genug, dass ich hineinkriechen konnte. Sie verlief horizontal auf halber Höhe der Wand, und soweit ich erkennen konnte war sie das einzig brauchbare Versteck und die einzige Gelegenheit, die sich mir bot. Also, jetzt oder nie! Ein durchschnittlicher Amerikaner hätte keine Chance gehabt, aber ich war ja jung, schlank und sportlich.

Um das Gitter nachher wieder anzulehnen, musste ich mit den Beinen vorweg in die Röhre. Zum Glück stand eine Art Hocker vor der Öffnung, der mir den Aufstieg erleichterte – und wie ich bald erfahren sollte, war dies kein Zufall. Es war sehr eng in der Wölbung, das Rohr war eben nicht für Menschen gedacht.

Aber kaum hatte ich angefangen mich hinein zu zwängen, hörte ich von hinten eine Stimme zischen: „He, was machst du da? Verschwinde!“ Es war also bereits jemand da, und der hatte den ersten Teil der Arbeit gemacht.

„Tut mir leid, aber ich bin aus dem gleichen Grund hier wie du“, flüsterte ich zurück. „Also werde ich dich wohl kaum verraten.“

Es folgte eine kurze Pause, dann kam ein „Okay!“, und ich hörte meinen Vorgänger ein Stück weiter in die Röhre robben, um mir Platz zu machen. „Verhalt dich ruhig“, flüsterte er, „es ist dir wohl klar, dass das hier ein langer Aufenthalt wird. Hoffentlich kommt nicht noch einer.“

Tatsächlich schien es noch einer zu versucht zu haben, denn kurz darauf hörten wir die Wache schnarren: „He, was machen Sie da? Es ist verboten, da hochzulaufen!“

Mein Vorgänger murmelte erleichtert: „Gut so! Hoffentlich passt er jetzt besser auf.“

„Egoist!“, flüsterte ich zurück.

„Die einzige Art, um in dieser beschissenen Welt zu überleben.“

„Ja klar, Egoisten leben länger. Übrigens, wie heißt du?“

„Ich habe keinen Namen“, kam die Antwort.

„Scheint vernünftig zu sein. Mich kannst du Jack nennen.“

„Gut, dann bin ich für dich Bob. Und jetzt sei still!“

Es wurde tatsächlich ein langes Warten. Wie gut, dass ich gerade die Toilette besucht hatte, und andererseits wie schlecht, dass ich mir keines von den Sandwichs eingesteckt hatte, die auf den Tischen bereit standen. Übrigens, woher hatten sie, unsere unbekannt-ten Gegner, das alles so schnell hergezaubert? Es roch nach einer sehr guten Organisati-on und somit nach einem geplanten Vorgehen.

Ich musste geschlafen haben, denn irgendwann, es war wohl schon Nachmittag, fühlte ich eine Hand auf meinem Bein und fuhr erschrocken zusammen. „Hör auf zu schnar-chen!“, hörte ich Bob wütend flüstere.

„Tut mir leid, ich muss wohl eingeschlafen sein.“

„Dreh dich auf die Seite, dann kannst du weiterschlafen, aber ohne alle aufzuschrecken.“

Da hatte der Überlebenskünstler Recht. Ich drehte mich mühsam auf die Seite und schlief weiter, bis mich eine Stimme von unten, durch ein Megaphon verstärkt, mit der Durchsa-ge aufweckte: „Wir haben ein Flugzeug nach San Francisco bereitgestellt. Möchte viel-leicht jemand von Ihnen mitfliegen?“

Das war natürlich reiner Zynismus und sollte wohl ein Witz sein. Der Stimmenlärm der drängelnden Menge machte klar, dass natürlich alle mitfliegen wollten, ungeachtet der unterschiedlichen Flugziele. Alle wollten hier raus und es schien, als ob die Durchsage ein regelrechtes Chaos ausgelöst hatte. Man hörte lautes Rufen und aufgeregte Stimmen, obwohl der Mann am Megaphon immer wieder zur Ruhe aufforderte und versicherte, dass es Platz für alle gäbe.

Langsam wurde es stiller und nach einiger Zeit hörte man nur noch die Wachen melden: „Die Toiletten sind leer“, „Die Nebenräume sind leer“ und dann eine Stimme in der Nähe, „Das Obergeschoss ist leer.“ Von unten antwortete die bekannte Stimme, aber diesmal ohne Megaphon: „Also sind alle an Bord gegangen.“ Ich hörte Bob einen leisen Seufzer der Erleichterung ausstoßen und kurz danach, als das Licht ausging und es ganz ruhig geworden war, flüsterte er: „Wir warten noch eine Stunde ab.“

„Hoffentlich fangen sie jetzt nicht mit dem Aufräumen in der Halle an.“, flüsterte ich zu-rück.

„Wird sich zeigen.“

Aber nichts geschah. Das Licht in der Halle war gelöscht, und die einzigen Geräusche waren die unseres Atems. Plötzlich hörten wir einen Jet starten.

„Ab nach Hawaii“, murmelte Bob.

„Wieso nach Hawaii?“

„Keine Ahnung, es könnten auch der Nordpol oder die Azoren sein. Ich habe nur so ein Gefühl, dass sie nie ankommen werden. Ist mir aber auch egal, Hauptsache ich bin nicht dabei.“

Er war nicht sympathisch, mein Fluchthelfer, aber er behandelte unsere Situation mit einer gewissen Professionalität. Ich hätte gerne gewusst wie er aussah.

„Sollten wir nicht leise aus der Röhre raus und die Beine ausstrecken?“, schlug ich vor.

„Nein, wir bleiben noch hier. Es können noch Wachen in der Nähe sein. Eine Stunde, sagte ich.“ Es hörte sich nicht wie eine Einladung zur Diskussion an, so schwieg ich.

Eine Viertelstunde vor Mitternacht, wie ich kurze Zeit später auf meiner Uhr ablesen konnte, gewährte uns Bob endlich die Freiheit. „Aber mach keine Geräusche und bewege dich langsam. Wir sind noch nicht außer Gefahr“, warnte er.

Ich robbte aus der Röhre heraus, nahm vorsichtig das Gitter ab, schob es zur Seite und sobald ich Boden unter den Füßen fühlte, bot ich Bob eine Hand an. Aber er verweigerte sie. Wir standen nun nebeneinander auf dem Boden des Obergeschosses. Unsere Augen hatten sich zwar an die Dunkelheit gewöhnt, aber trotzdem konnten wir kaum mehr als Konturen erahnen. Zudem fiel uns jede Bewegung schwer, nach vielen Stunden liegend in der engen Röhre.

Mit steifen Beinen, eine Hand an die Wand neben dem Rohr gestützt, verriet sich Bob nur durch ein leise rieselndes Geräusch. „Das ist aber nicht die feine Art, gegen die Wand zu pinkeln“, sagte ich.

„Noch ein Grund, es zu tun“, antwortete er, und ich zögerte nicht, seinem Beispiel zu folgen.

Dann setzten wir das Gitter wieder an und, wie erwartet, nahm Bob ein paar Schrauben aus der Hosentasche. In der Dunkelheit tastend und ohne ein weiteres Wort schraubten wir das Gitter fest. Allzu schnell sollten unsere Gegner nicht von unserem Versteck erfahren.

Dann tasteten wir uns zur Treppe vor und kletterten hinunter. Ein schmaler Lichtstreifen fiel vom Korridor, der zu den Toiletten führte, in die Halle, ausreichend für uns, um ein paar Einzelheiten zu erkennen.

„Sieh mal an Bob, sie haben sogar Gebäck für uns bereitgestellt,“ flüsterte ich mit einem Blick auf die Tische. Auch er musste Hunger haben – mir jedenfalls knurrte fürchterlich der Magen.

„Fass es nicht an, es könnte Beruhigungsmittel enthalten!“

„Aber wenigstens eins von den übriggebliebenen Sandwichs?“

„Meinetwegen, aber iss es nicht sofort, erst wenn wir den Flughafen verlassen haben. S Falls wir überhaupt hier raus kommen“, brummte er und steckte sich auch eins, in eine Serviette gefaltet, in die Hosentasche.

„Zu Befehl, Chef“, fügte ich mich und tat's ihm nach. Es konnte keinen Zweifel daran geben, dass er ein professionelles Verhältnis zum Überlebenstraining hatte, einer mir bis vor kurzem unbekanntem Disziplin. Es erschien mir daher logisch, seinen Anweisungen zu folgen. Ich hoffte nur, dass auch mein Bauch sich unterordnen und weniger aufmüpfig auf das Fütterungsverbot reagieren würde.

„Weißt du, dass wir uns nicht auf dem internationalen Flughafen von Cleveland, sondern auf dem daneben liegenden ‚NASA Research Center‘ befinden?“

Ich nickte. „Unser Begrüßungskomitee teilte es uns mit.“

„Das macht es noch schwieriger, hier heraus zu kommen. Der Flughafen ist normalerweise nur von einem einfachen Zaun umgeben, aber dieses Areal ist militärisches Sperrgebiet, mit einem doppelten, hohen Sicherheitszaun und von Hunden und regelmäßigen Patrouillen bewacht. Ich hab noch keinen Plan. Vorerst müssen wir die Umgebung beobachten, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, und vor allem könnte uns das Gebell der Hunden verraten.“ ‚Oder mein knurrender Magen‘, ergänzte ich im Stillen.

„Ich denke, wir sollten aus dem Hangar verschwinden, solange es noch dunkel ist“, schlug ich vor, aber Bob wollte erst den Hangar und die sich unter dem Obergeschoß befindlichen Räume nach brauchbaren Dingen untersuchen. Die Türen der Räume standen nach der Suche eventuell versteckter Passagiere offen. In dem mittleren Büro waren einige verschlossene Hochschränke, die mein mir vom Schicksal zugeordneter Spezialist aber leicht zu knacken verstand. Diese brachten uns in den Besitz von zwei kompletten Offiziers-Uniformen, einschließlich der Kopfbedeckungen. Leider waren keine ID -Karten dabei, aber besser als gar nichts. Wir zogen uns um und rollten unsere Zivilkleidung zu einem Bündel, dass wir uns unter den Arm klemmten.

„Okay, du bist jetzt Leutnant Jack Jackson und ich Hauptmann Bob Franklin, sollte uns jemand fragen.“ Im gleichen Zimmer fanden wir auch einen Schlüsselbund mit Autoschlüsseln, die Bob beschlagnahmte, in der Hoffnung später das dazu passende Gefährt zu finden.

„Jetzt brauchten wir nur noch einen Lageplan, wie wir aus diesem Areal herauskommen“, meinte Bob, aber etwas Entsprechendes war nirgends aufzutreiben. Meine Uhr zeigte fast zwei Uhr nachts, als wir uns dem Eingangstor und der Tür daneben näherten. Sie war zwar von außen verschlossen, von innen aber in Sekunden geöffnet. Bob steckte seinen Kopf hinaus, vergewisserte sich der absoluten Stille im Umfeld, schlüpfte nach draußen und ließ dann auch mich heraus.

„Von jetzt an gibt es kein Zurück mehr“, verkündete er. Es war wohl die Zeit für große Sprüche gekommen. „Ein großer Schritt für uns beide gegen die Unmenschlichkeit“, sagte ich, in Verzerrung eines alten Zitats.

„Halt lieber den Mund, oder dein nächster Spruch könnte auch dein letzter sein“, zischte mein Vorgesetzter.

„Jawohl, Herr Hauptmann“, salutierte ich zackig.

„Das hätten wir vorher üben sollen, bevor wir ausgingen. Du wirst zum Rekruten degradiert! Versuch nochmals die Hand flach und gestreckt zu halten ... und dann die rechte!“, knurrte Bob.

Nachdem wir uns viele Stunden in fast totalem Dunkel befunden hatten, war es nun im Vergleich dazu fast hell. Ich schaute Bob an und sah verblüfft, dass er einer der arabischen Männer war, die zuletzt in den Hangar gekommen waren. Auch er schaute mich an und bemerkte: „Hab ich mir doch gedacht. Ein Frischling!“

„Seien Sie nicht neidisch auf meine jugendliche Erscheinung, General Franklin.“, versuchte ich meine Betroffenheit zu überspielen.

Gerade um die Ecke stand ein geschlossener Militärjeep, und ich hätte gewettet, dass die Schlüssel, die wir erbeutet hatten, dazu passten.

Auch Bob war wohl dieser Meinung und bemerkte, mit einem Blick auf den Jeep: „Er nützt uns nichts, solange wir nicht wissen, wie wir hier rauskommen.“

Drei der vier Passagiermaschinen standen immer noch vor dem Hangar, in dem wir so lange eingeschlossen waren. An ihn grenzten weitere, ähnliche Gebäude an und dahinter öffnete sich das Gelände zu den Start- und Landebahnen. In der anderen Richtung sah man mehrere dunkle Gebäude und daneben den erleuchteten Tower.

Wir schlichen um den Hangar herum und sahen, dass auf seiner Rückseite, in einigem Abstand, ein hoher Zaun verlief. Weder hörte noch sah man die Hunde, die Bob vorausgesagt hatte, doch wir wollten deren Existenz auch gar nicht nachprüfen. Dann entdeckten wir die Einfahrt. Ein Auto war gerade von außen an die Kontrolle herangefahren und hatte angehalten. Fast gleichzeitig fuhr ein anderes mit fast ungebremster Geschwindigkeit hinaus.

„Das ist unsere Chance“, sagte Bob, endlich mit einer Andeutung von Euphorie in der Stimme. „Nichts wie weg hier!“

Im Auto instruierte er mich, wie ich den Wachposten an der Pforte zu grüßen hatte. Er steuerte das Auto, als hätte er im Leben nie etwas anderes getan, fuhr frisch an die Wache heran, bremste gerade noch rechtzeitig ab, um nicht mit der Schranke zu kollidieren, grüßte knapp – und wir durften weiterfahren! Frei ins Land der großen Freiheit, oder ins Land der großen Betrüger, denen unbegrenzte Freiheiten zustehen.

„Ist wohl das erste Auto, das du klaust“, bemerkt Bob sarkastisch, als wir draußen waren. Vermutlich um unsere Euphorie zu dämpfen.

„Ehrlich gesagt kam mir das gar nicht wie Diebstahl vor.“

„Es wird bald einen zweiten geben!“, sagte er knapp.

„Was meinst du damit?“

„Wir fahren den Wagen nur bis zum Zivilflughafen, dort klauen wir einen anderen.“

„Warum denn? Dieser hat uns doch gute Dienste erwiesen.“

„Dabei soll's auch bleiben. Ein Militärfahrzeug im zivilen Verkehr weckt immer Aufsehen. Ehe du dich versiehst, landest du im Militärgefängnis. Was danach geschieht, brauche ich dir wohl nicht auszumalen. Irgendwann werden sie unser Verschwinden bemerken, aber deshalb müssen sie nicht gleich den Jeep damit in Verbindung bringen. Wir entledigen uns der Uniformen und ziehen wieder unsere Zivilkleidung an. Nehmen wir mal an, die NASA hat bis jetzt eine spektakuläre und, sagen wir mal, wohl honorierte Mission durchgezogen. Da wird sie es nicht eilig haben zuzugeben, dass nicht alles ganz nach Plan verlief.“

„Wie zum Beispiel, dass zwei Passagiere entkamen“, schlug ich vor.

„Ja, zum Beispiel“, grinste Bob.

„Dann lass uns doch lieber den Flughafenbus in die Stadt nehmen. Es wäre doch weniger auffällig, als noch ein Auto zu klauen“, wagte ich, ermutigt durch seine Zugänglichkeit, vorzuschlagen.

Meine Resozialisierungsbemühungen zeigten Wirkung: „Keine schlechte Idee, und mit Gepäck brauchen wir uns ja nicht herum zu plagen.“, stimmte er ironisch zu.

„Wohl wahr. Ich sah meinen Koffer in einem kleinen Militärjet verschwinden, der kurz darauf startete.“

„Das addiert sich zu den Mysterien des Tages“, kommentierte Bob, ohne das Rätsel zu lösen.

Am Flughafen parkten wir den Jeep in einem etwas abgelegenen Bereich und zogen uns im Auto um. Niemand beachtete uns und als ‚die guten alten Freunde Jack und Bob‘ betraten wir die Halle. Die schien sich in einer Art Belagerungszustand zu befinden. Gestrandete Passagiere saßen überall halbschlafend auf den Bänken, neben sich das Gepäck. Zur Decke der Halle hin verkündeten elektronische Tafeln Flüge in die halbe Welt, allerdings mit dem Hinweis versehen, dass der jeweilige Flug gestrichen sei. Was war geschehen? Warum war von der NASA für ein paar hundert Passagiere eine besondere Behandlung bestens organisiert worden, während hier, wenige Meter entfernt, Tausende von Leuten im Chaos im Stich gelassen wurden? Ich hatte die größte Lust ein paar Fragen zu stellen, aber wir konnten es natürlich nicht riskieren, uns zu exponieren. Die Fragen mussten auf später verschoben werden.

Was immer auch die Nation befallen hatte, der Shuttle-Bus Service nach Cleveland Zentrum stand auf die Minute genau bereit. Wir besorgten uns Tickets und bestiegen den sonst leeren Bus, dessen Chauffeur uns nur anstarrte, voller Unwillen, dass wir seine Ruhe störten. Ob er auch sprechen konnte fanden wir nicht heraus – wir wollten es auch gar nicht so genau wissen.

In Cleveland endete unsere gemeinsame Reise in einem Park am See. Es war eine milde Nacht im frühen Herbst, so entschieden wir uns, die letzten Stunden vor Tageseinbruch im Freien zu verbringen. Bob instruierte mich genau, wie ich meine Weiterreise gestalten sollte: Ich sollte auf dem Landweg reisen und vorgeben, dass mir mein Gepäck, Handy, Kreditkarten, Flugticket etc. in Washington geraubt worden seien, sollte ich kontrolliert werden. Ob ich nun den Zug oder den Greyhound-Bus, das traditionsreiche amerikanische Reisevehikel, nahm, stellte er mir frei. Dann zauberte er ein dickes Bündel Dollarnoten hervor. Er zählte davon tausend Dollar in kleinen Scheinen ab und drückte sie mir in die Hand. Wenn man sein Glück kaufen könnte - Bob wäre dazu in der Lage gewesen. Ich wollte das Geld nicht annehmen, aber Bob bestand darauf. „Nimm das Geld, du wirst es brauchen. Deine Kreditkarten solltest du für einige Zeit besser nicht benutzen“, war sein knapper Kommentar.

Er schärfte mir ein, ihn niemals und niemandem gegenüber zu erwähnen. Wenn man ‚niemals‘ mit ‚viele Jahre nicht‘ übersetzt, habe ich mich auch daran gehalten. Dann zog er ein Handy hervor, wählte eine Nummer und sprach ein paar Minuten lang in einer mir unverständlichen Sprache.

„Viele Grüße von meinem Vater“, sagte er mit einem kleinen Lächeln und klappte das Handy zu.

Überrascht bat ich: „Könnte ich das Handy vielleicht auch benutzen? Ich würde gerne meine Eltern anrufen, die sich sicher Sorgen machen.“

„Tut mir leid, aber der Mann, dem dieses Handy gehörte, existiert ab jetzt nicht mehr“, antwortete er und warf das Handy in hohem Bogen in den See.

„Es ist besser, du rufst deine Eltern jetzt nicht an“, erklärte er, als er meinen Ärger und meine Enttäuschung sah, „Ruf sie erst an, wenn du dir ein wasserdichtes Alibi für die letzten 15-20 Stunden aufgebaut hast. Nimm die früheste Verbindung von hier weg – am besten geh gleich zur Station.“

„Und du?“

„Ich hab dir gerade gesagt, ich existiere nicht mehr, und du hast mich nie gekannt. Manchmal erfordern es die Umstände, dass man in eine neue Identität schlüpft, um zu überleben. Mach's gut, Jack!“ Und damit verschwand er aus meinem Leben.

Ich ging zur Bushaltestelle, kaufte mir eine Zeitung – und bekam einen Schock! Amerika war in einer bisher nicht vorstellbaren terroristischen Aktion angegriffen worden! Nicht von China oder Russland, sondern von afghanischen Terroristen, las ich. Dabei waren angeblich auch alle Passagiere von vier entführten Passagierjets durch eine Selbstmord-Aktion der Terroristen getötet worden. Nun suchten sie den Anführer dieser Aktion, der offensichtlich entkommen war.

Ich nahm einen Greyhound-Bus nach Dallas und war in zwei Tagen außer Landes. Dabei kamen mir die tausend Dollar sehr gelegen. Über die Odyssee meiner Flucht will ich hier keine Angaben machen. Vielleicht werde ich später einmal darüber berichten.

~

Diese Geschichte ist ein hypothetisches Experiment zur Erklärung einiger seltsamer Zufälle am 11. September 2001. Das Wesentlichste ist, dass die vier Flugzeuge nicht dort zerstört wurden, wo es laut offizieller Darstellung allgemein vermutet wird: Es gab kein Großflugzeug im Pentagon und auch nicht beim Loch in der Erde bei Shanksville, Pennsylvania. Es gibt Hinweise darauf, dass die Flieger, die mit dem World Trade Center kollidierten, ferngesteuert waren – ohnehin bestand deren Aufgabe nur darin, dem späteren Kollaps den Anschein zu geben, als wäre dies die Folge eines Terroranschlages gewesen. Warum dann später ein dritter Wolkenkratzer (WT-7) keine Flugzeugkollision als Erklärung für seinen spektakulären Kollaps am gleichen Tag benötigte, diese Frage wird einfach nicht gestellt.

Alle vier Flugzeuge waren ziemlich leer (durchschnittlich nur zu 21% belegt), während andere Flüge auf den gleichen Routen rappellvoll ausgebucht waren und zum Teil eben auf die späteren Unglücksmaschinen umgebucht wurden. Es gibt keine Beweise für die

Entführung dieser Flugzeuge. Es wurde berichtet, dass von den 19 angeblichen Selbstmordpiloten später noch sieben lebten.

Tatsächlich ist Cleveland auch ein verdrängter Tatort des 9/11, neben New York, Washington und dem Dorf Shanksville. Ein falscher Bombenalarm, der alle Controller für eine Stunde in den Keller schickte, während der mehrere Flugzeuge landeten, zeugt vom wohlvorbereiteten Verbrechen. Es ist davon auszugehen, dass u. a. alle vier angeblich entführten Boeings in dieser Zeit in Cleveland gelandet sind.

Schlussendlich liegt das ‚NASA Research Center‘ direkt neben dem zivilen Flughafen, mit Anschluss an dessen Start- und Landebahnen. In Shanksville haben mehrere Zeugen den kleinen, weißen Jet gesehen, der auf einem Streifen von acht Meilen Länge Gepäck zerstreut hatte. Dass der Ort nicht zufällig ausgewählt wurde, bezeugt eine ältere Luftaufnahme, die die rätselhafte „Flügel-Narbe“ als bevorstehend zeigt. Nur ein einziger Hinweis deutet darauf hin, dass auch einer der Passagiere die Massaker überlebt haben könnte: Mohammed Attas Vater wurde am 12. September mittags (Lokalzeit) in Sinai von seinem Sohn angerufen. Hingegen waren die angeblichen Handygespräche an die Familien aus 10 km Höhe ein Ding der Unmöglichkeit. Hiermit wäre auch diese Einzelheit erklärt.

John Schou